



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Literatur.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

erlangt. Als der Kurfürst die Unterschrift des Friedenstractates vollzog, da soll er voll Schmerz und Ingrim in die Worte Virgils ausgebrochen sein: „Nun so er-
stehe mir einst aus meinen Gebeinen der Rächer!“ Der Anblick dieses Heeres,
wie es ihm die Existenz verdankte, durfte ihm dafür bürgen, daß sein Wunsch
nicht unerfüllt bleibe.

Literatur.

Zeitschrift für preussische Geschichte und Landeskunde, unter Mit-
wirkung von Droysen, L. v. Ledebur, Preuß, L. Ranke und Niedel herausgegeben
von Prof. Dr. H. Föß. 1. Jahrg. 1. und 2. Heft. Berlin, A. Bath. 1864.

Mit aufrichtiger Freude und ungewöhnlicher Erwartung begrüßen wir diese
neue Monatschrift, die darnach angelegt scheint, eine würdige preussische Revue im
strengeren Sinne zu werden, wie wir deren noch immer ermangelt haben. Eine
literarische Selbstrechenschaft in dem Umkreis der preussischen Geschichte und Landes-
kunde kann nur unter den Auspizien hervorragender Namen und auch nur dann
gedeihen, wenn diese Namen nicht bloß als Einladungszierden figuriren, sondern
mit thätigem Antheil das Unternehmen fördern. Für ersteres ist trefflich gesorgt;
das andere setzen wir um so lieber voraus, da wir in der Lage sind, den Fortgang
und Erfolg der Zeitschrift mit der ganzen Eifersucht des Gefühles zu beobachten,
daß hier die Gründung eines im besten Sinne nationalen Werkes in Aussicht steht.
Die Gaben, welche uns versprochen werden, sollen bestehen 1) in selbständigen Ab-
handlungen, bei denen Neuheit des Materials oder Eigenthümlichkeit der Auffassung
bedingt ist, und bei welchen auch neue Archivalien nicht ausgeschlossen sind; 2) Kri-
tiken über hervorragende literarische Erscheinungen auf dem bezeichneten Gebiete;
3) Bibliographie der neu erschienenen Schriften, wobei auch auf die periodische Lite-
ratur der Vereinsblätter, Schulprogramme und andere dem Publicum oft gänzlich
unzugängliche Arbeiten Rücksicht genommen werden soll. Endlich 4) sollen Berichte
gegeben werden über Sitzungen solcher wissenschaftlicher Vereine, welche sich vorwie-
gend mit preussischer Geschichte und Landeskunde beschäftigen. So erwünscht und
nothwendig Artikel der drei letztgenannten Kategorien erscheinen, so können wir doch
die Befürchtung nicht unterdrücken, daß es äußerst schwer halten wird, auf den drei
bis vier Bogen, die monatlich ausgegeben werden sollen, neben dem wichtigen Haupt-
theile auch auf diesem Gebiet die erstrebte Vollständigkeit zu erreichen, besonders da
ausdrücklich bemerkt wird, daß auch der Antikritik, so lange sie der Sache dient,
bereitwillig Raum gegeben werden soll. Neuester Knappheit ist dabei selbstverständ-
lich und vielleicht trägt die Zeitschrift dazu bei, einen wissenschaftlichen Recensionsstil

erziehen zu helfen, der sehr von nöthen ist. Allein wir möchten mahnend an den Uebelstand erinnern, mit welchem z. B. Sybels historische Zeitschrift nach dieser Seite laborirt, die es beim besten Willen und trotz häufiger Anschwellung über den normalen Umfang fast nie dahin bringt, mit dem Wachsthum der gleichzeitigen historischen Literatur Schritt zu halten. Dies aber ist von großer Wichtigkeit, wenn anders eine solche Zeitschrift wirklich die stetigen Bedürfnisse der Fachgenossen, ja selbst wenn sie nur den ausgedehnten Ansprüchen des wissenschaftlich gebildeten Publicums genügen will. Wir möchten indeß diese Bemerkung nicht als böses Omen, sondern als aufrichtigen Wunsch angesehen wissen und wenden uns zu dem Inhalte der ersten Hefte, um sie bei unsern Lesern einführen zu helfen.

Die Abhandlung von Theodor Hirsch belehrt eingehend und angenehm über den Ursprung der preussischen Artushöfe oder Tafelrunden. Er bezeichnet dieselben als Festlichkeiten, die vom Anfang des dreizehnten bis zur Mitte des vierzehnten Jahrhunderts in den ritterlichen Kreisen im Schwange waren und deren Name während dieses Zeitraums einen bestimmten Cyklus von Lustbarkeiten einbegreift. In denselben haben die Schmausereien und Zechgelage neben den im Gegensatz zum Haufenkampfe festgehaltenen Tosten, dem Einzelturnier, den ersten Rang, während Gefangübung zurücktritt. Die mindeste Pflege erhalten sie in Deutschland, die meiste in England, wo sie sich später mit einem Anstrich von Nationalfestlichkeiten durch eine gewisse Beziehung zum heiligen Georg fristen, welche ihren Charakter umwandelt. Im Hosenbandorden dauert ihr Gedächtniß noch fort. Das Urtheil der Nichtritterbürtigen, die über sie berichten, ist fast durchweg ungünstig, da man an dem Rohen, Leidenschaftlichen und Heidnischen, was in ihnen herrschte, abgestoßen wurde. Dies hielt aber nicht ab, ihnen auch in den städtischen Kreisen Eingang zu verschaffen. Sie nahmen zwar z. B. in Flandern und Norddeutschland sehr bald fragenhafte Züge an und gaben zu allerhand Donquixoterien Antrieb. Die St. Georgsbrüderschaften halten aber die Gebräuche, an die allmählig mancherlei Fremdartiges angeschossen war, aufrecht und bleiben, dank ihrer Barmherzigkeitstendenz, in Preußen namentlich in gutem Ansehn und Andenken, wo sie überdies ihrer ganzen Art nach, die gleich bei der Gründung der meisten namhaften Städte sich zeigt, einen directen Ursprung aus den späteren englischen Formen verrathen. Einigen der Hauptstätten dieses ritterlich-patrizischen Treibens, wie Thorn, Elbing, Braunsberg, Danzig führt uns der Verfasser näher.

In andrer Weise sehr interessant ist die von Debrecht aus amtlichen Quellen zusammengestellte kurze Geschichte der preussischen Lotteriereinrichtungen mit einer Einleitung über die Entstehung der Zahlen- und Classen- (oder holländischen) Lotterien gegenüber dem genuessischen Lotto. Dieses letztere leitet seinen Ursprung von der Wette auf die Namen der durchs Loos aus der Zahl der 90 bis 100 Senatoren zu bestimmenden ersten Würdenträger der Republik Genua her, wie sie im siebzehnten Jahrhundert in Uebung kam und welcher Seltsamkeit sich bei der leidenschaftlichen Neigung der Italiener zum Glücksspiel die Speculation bald bemächtigte. Jene dagegen sind älteren Datums und kommen schon im sechzehnten und siebzehnten Jahrhundert in Deutschland vor, aber ausschließlich zu bestimmten, wohlthätigen oder gemeinnützigen Zwecken. In der Lotterie des Oberconsistorialraths Hecker zum Besten einer Realschule, welche König Friedrich der Zweite neu concessionirte, waren außer den Geld-

gewinsten 9489 Bücherprämien. Diese bildeten den Ersatz für die Rieten. „Man wird nämlich“ — sagt das Patent — „zum Nutzen und Gebrauch der Liebhaber erbaulicher Schriften eine Sammlung auserlesener Predigten über alle Sonn- und gewöhnliche Festtags-evangelia durchs ganze Jahr, von einigen geistreichen Gottesgelehrten und Predigern königl. preußischer Lande gehalten, in einem guten Quartbande mit neuen Lettern in Druck geben, so daß dieses Buch etwa acht Alphabeth (die alte Bogenbezeichnung) stark werden soll.“ (Heutzutage würde man dieses gewiß äußerst christliche Auskunftsmittel schwerlich mit ungetheilter Dankbarkeit begrüßen.) Der Plan enthielt bereits die Elemente der Classenlotterie. Ausbildung erhielt sie durch Calzabigi, welchen der König, eifrig bemüht, dem Lande neue Finanzquellen zu schaffen, während der hubertusburger Friedensunterhandlungen mit der Errichtung einer königl. preußischen Lotterie unter großer Auszeichnung und hohem Gehalte beauftragte. Dieser Italiener war ein sehr ungleich belumundeter Finanzier und seine Lottoeinrichtung gab den Anlaß zu den späteren Monopolisirungen und zu den Verpachtungen von Staatseinnahmen an Ausländer. „Um das Zutrauen des Publicums zu gewinnen,“ so hieß es in dem ursprünglich französischen Patente vom 8. Februar 1763, „habe der König bei der kurmärkischen Landschaft eine halbe Million Thaler guter Währung deponirt zur Deckung aller Verluste, worüber dem König und dem Publicum Rechnung zu legen sei. Zur Beförderung der Bevölkerung habe die Lotterie bei jeder Ziehung fünf inländische Mädchen behufs ihrer Verheirathung auszusteuern, die Mittel hierzu seien allenfalls aus dem erwähnten Depositum zu entnehmen.“ Dazu weitere Bestimmungen über die „annectirten Mädchen“ und die Verwaltungsnormen. Auf die Gefahren in der Concession Calzabigis, der sein Beamtenpersonal fast einzig aus Frankreich rekrutirte, und auf die Modalitäten der Ziehung gehen wir nicht ein. Die erste Ziehung von fünf Nummern „mit angehängten Jungfern“ geschah in ceremoniöser Weise mit obligaten Waisenknaben, Anwesenheit des Gouverneurs und hochwohlweisen Magistratsbeisassen u. s. w. und ist lange auf einem Kupferstück abgebildet gewesen, der die Aufschrift führte: *Aspice, diversos anceps rotat alea casus, Nunc tibi, nunc aliis officiosa favet!* Schwindel und Marktschreierei fehlten nicht. Nach Calzabigis Rechnung hatte aus je funfzehn per Jahr vorzunehmenden Ziehungen sich ein Ueberschuß von über 50,000 Rthl. ergeben, d. h. für den König ein Reinertrag von gegen 48,000 Rthl., auf die derselbe sich sehr ernsthaft Rechnung machte. Die Selbstverwaltung dauerte aber nicht lange. Sie schloß mit der zehnten Ziehung, welche dem König 7688 Thaler netto eintrug. —

Im zweiten Hefte der Zeitschrift giebt die Fortsetzung des Artikels lehrreiche Details über die Ausdehnung der Lottoadministration auf die Provinzen in den Jahren 1763 und 64, besonders über die Specialverwaltungsbureaux in Königsberg, Neuschatel und Cleve. In ersterem Orte wurde als Administrator Monsieur Imbert, bald zum Range eines Kriegsraths erhoben, installirt, der sich erboten hatte, die auf 2500 Thaler veranschlagten Organisationskosten aus eigenen Mitteln zu tragen, wofür er sich erst aus dem Reinertrage der Ziehungen entschädigen wollte. Es wurden ihm durch Kabinettsbefehl sogar Localitäten im dortigen Schlosse zur Disposition gestellt und er erhielt 1000 Thaler Gehalt bei freier Wohnung, Heizung und Beleuchtung. Die „Annexion“ von fünf

preussischen Waisenmädchen“ aus deren neunzig fehlte auch bei diesem Institute nicht. Die Herrlichkeit dauerte aber nicht lange; schon die dritte Ziehung ergab Deficit, und Imbert, der nach dem Zeugniß Calzabigis „un homme plein d'honneur et de probité“ war, witterte in der strengen Controle der königsberger Kriegs- und Domänenkammer, der er untergeordnet war, Argwohn und gab schon nach einem halben Jahre „krankheitshalber“ seine Demission. Darauf trat auch hier der Pacht ein. — In der Empfehlung dieser Umwandlung begegneten sich die Wünsche und Bedürfnisse des Königs mit denen Calzabigis. Der Monarch brauchte Geld und brauchte es immer gleich; die Immediatstellung der bisherigen Centraladministration und ihre laze französische Verwaltungsmethode paßten nicht in das neue exacte System mit seiner Expedition, Registratur und Kanzlei, dem Principe des schriftlichen Berichts und der Specialbefolgungsetats, statt deren es die geschäftlich getrennten Bureaux, die Anstalt des Reiseinspectorats und der Pauschalanfänge beibehielt, wodurch fortwährend Confusion und Aufenthalt entstand. Die pressirte Einforderung der Nettoerträge sofort beim Rechnungsabschluß, nach dessen Ablegung in Wirklichkeit den Spielern noch vier Monate Frist zur Erhebung der Gewinne blieben, beeinträchtigte den Betriebsfond, eine Verlegenheit, die durch die fluktuirende Valuta noch gesteigert wurde, gegen welche jedoch der mittlerweile mit der Oberaufsicht des gesammten Lotteriewesens betraute Staatsminister von Hagen schlechterdings keine Abhilfe zu gewähren im Stande war; die ganze Einnahme hing überhaupt von der Laune des Publicums ab; kurz alles drängte dahin, die Selbstverwaltung in Verpachtung umzusetzen. Calzabigi hatte den Vorschlag bereits seinerseits gemacht, war aber das erste Mal beim König nicht durchgedrungen; jetzt konnte er mit Recht sagen, „daß es schwer halten würde, einen Pfad mit Blumen zu bestreuen, auf dem bereits die Dornen wucherten;“ allein die Sache kam dennoch in Gang und Calzabigi mit Genossen übernahm den Pacht, der die Form einer Societät auf Actien hatte. Ueber ihre Schicksale und über die weiteren hier einschlagenden Finanzmanipulationen, wie die Einrichtung der Classen- neben der Zahlenlotterie vergleiche man Odebrechts fleißige Darstellung selbst, welche die Geschichte dieser Vorgänge bis zum Jahre 1815 fortführen wird. Das ganze bedenkliche System dieser Operationen, die wir zuletzt andeuteten, will als Kind jener Zeit und mit den Augen der damaligen Anschauungen betrachtet sein. Auch die Staatsverwaltungsmoral hat ihre allmähliche Geschichte.

Außer einer recht interessanten Abhandlung von Dr. J. S. Seiberg über die gesellschaftlichen Zustände der Sachsen, namentlich der Westphalen im elften und zwölften Jahrhundert, welcher ein dankenswerther Quellennachweis beigelegt ist, bringt das zweite Heft in den Miscellen drei werthvolle Actenstücke zur Vorgeschichte der Erhebung Preußens im Jahre 1813, nämlich zwei bisher unbekannte Briefe Vorstells und einen von Bülow, mitgetheilt von Professor Droysen. Das erste dieser Schreiben — Vorstell an den König, d. d. Colberg 19. Januar — spricht sich über das von General Bülow an ihn gestellte Ansuchen aus, mit diesem gemeinsam dem General York in die Hände zu arbeiten. Es ist ergreifend, in den hierbei laut werdenden Erwägungen der Zeitlage und in der Beurtheilung der yorkschen That das heftige innere Ringen des streng königstreuen Militärs und des preussischen Patrioten wahrzunehmen, der Yorks Unternehmen um seiner Eigenmächtigkeit willen ebenso entschieden verurtheilt wie er sich begeistert für die Absicht desselben erklärt.

Die stramme soldatische Loyalität wiederholt sich in seinem Briefe an Bülow — d. d. Colberg den 18. Januar — worin er den General dringend mahnt, dem Gewaltschritt Yorks, eben weil es ein Gewaltschritt sei, sich nicht anzuschließen. Am Schlusse heißt es: „In Ihrem und meinem Verhältniß würde der unzweifelhaft gute Zweck die Mittel nicht heiligen, wenn wir uns dem General v. York anschließen — den ich verachten würde, wenn er gegen den Willen des Königs das Commando des Armeecorps beibehalten kann.“ In der Nachschrift heißt es dann: „Mein Herz ist voll, es schlägt für die gute Sache und den König; es empört sich aber gegen jeden Gewaltschritt gegen seinen Willen; er kann nur Aufstand erregen, aber für den großen Erfolg wird er unkräftig, welcher auch bei dem größten Glücke von oben herab geleitet, wie es sein muß, ein Wagestück bleibt. Der Muth spricht aber, es möge gewagt werden, jetzt oder nie.“ — Bülows Brief an den König d. d. Neustettin 18. Januar, welcher, beiläufig bemerkt, sich von dem vorstellischen durch fehlerhafte Orthographie und unbeholfenere Ausdrucksweise unterscheidet, stellt kurz und gedrungen die Größe und den Ernst der Situation vor Augen, würdigt die beiderseitigen Zustände und Mittel und dringt auf schnellen Entschluß, da dieser allein den guten Erfolg verbürgen könne. „Die ganze Nation hat nur eine Stimme, Krieg gegen Frankreich ist der Wunsch aller. Dieser wird Sache der Nation seyn, freiwillig werden die größten Opfer gebracht werden und Quellen werden sich öffnen, die man längst verstgt glaubte. Einen Mittelweg einschlagen, einen Frieden negoziren würde nur ein augenblickliches Palliativ seyn, wodurch das Uebel für die Folge unheilbar wird; man würde sich Muthwillig seines Vortheiles begeben um einem unveröhnlichen Feinde zeit zu lassen sich von seinem Falle zu erhohlen.“ Er deutet auf die Gefahr, daß Napoleon sich möglicherweise durch eine Landabtretung bis ans rechte Weichselufer von Rußland Frieden erkaufte. „Nach meiner Ueberzeugung (und dieses ist die Ueberzeugung der ganzen Nation) ist die Wohlfahrt des Staates nur durch einen Krieg mit Frankreich zu begründen, die Umstände sind nie günstiger gewesen, eben so wenig läßt sich denken, daß der Wiener Hoff so sehr sein eigenes Interesse verkennen würde, um nicht mitzuwirken, wenn derselbe auch nicht gleich thätig Antheil nehmen sollte, so ist es doch zu erwarten, daß es geschehen wird.“ Mit solcher Klarheit und Ruhe sah der edle Mann schon damals, drei Wochen nach der Convention von Tauroggen, den großen Frühling anbrechen. —

Preußische Geschichte von William Pierson. Mit einer historischen Karte von H. Kiepert. Berlin, Verlag von Stille und von Nuyden. 1865.

Ein solcher Abriß der preußischen Geschichte ist lange erwünscht. Das Compendium Piersons versucht es, den großen Stoff auf circa 600 Großoctavseiten zu bewältigen, und es läßt sich nicht läugnen, daß die Arbeit nicht bloß mit genügendem Selbstvertrauen, sondern auch mit gutem Geschick angefaßt ist. Der Verfasser schreibt in gedrungener und lebendiger Sprache, erzählt mit Wärme und stellenweise mit berechtigter Leidenschaft und hat es verstanden, trotz der Knappheit des Raumes wenigstens von vielen Perioden ein anschauliches Bild voll Mark und Farbe zu geben. Recht gut ist die Vorzeit und das Zeitalter der Askaniern skizzirt; bei der Schilderung des Beginns der Hohenzollern vermiffen wir allerdings den Hinweis auf das Axiom ihrer Politik, nur auf Grund ihrer Stellung im Reiche, die so

einzig wie ehrenvoll war, das Ihrige zu fördern. Trefflich trotz ihrer etwas übertriebenen Knappheit sind die Capitel, welche die Regierung des großen Kurfürsten behandeln. Namentlich aber verdient die Schilderung der Zeit seit Friedrich dem Großen, der Befreiungskriege bis herab auf die Regierung Friedrich Wilhelms des Vierten in den meisten Partien aufrichtiges Lob. Sie ist ganz geeignet, einen klaren Begriff von den Vorgängen der wichtigsten Epoche des Staates zu geben und es ist gerechtfertigt, daß diesen hundert Jahren die Hälfte des ganzen Buches gewidmet ist. Auch die Culturgeschichte findet wenigstens hin und wieder einsichtige und verständige Darstellung. — Wegen dieser vielen Vorzüge des Buches bedauern wir doppelt, daß der Verfasser bei der Erzählung der Vorgänge neuester Zeit, besonders seit 1848, den Standpunkt des Historikers nicht strenger bewahrt hat. Hier geht in der That zuweilen nicht sowohl der Politiker als der Parteimann mit dem Geschichtschreiber durch. Es soll nicht verkannt werden, daß die Entstehungsgeschichte der preussischen Verfassung, so weit es der Raum gestattete, eingehend, übersichtlich und unparteiisch dargelegt ist, allein daß auch die Politik und Regierung des gegenwärtigen Königs mit in die Darstellung gezogen wird, in einem Compendium, welches nur die allerschlossenste Uebersicht zuläßt, ist schwerlich als richtig anzusehn. Laufende Geschäfte sind eben keine Geschichte, einfache Erzählung der Thatfachen ist nicht gut möglich, da bei Schilderung jeder Gegenwart der Pragmatismus der Begebenheiten zum besten Theile durch Parteiturheil ergänzt werden muß. Es ist sehr natürlich, daß sich hier die Darlegung oft genug zur Phrase verflüchtigt, da kein Platz ist, sich über die gebrauchte Terminologie zu verständigen. Aber die Punkte, auf welche die Würdigung der neuesten Politik gestützt wird, sind denn doch alle altioris indaginis. Von einem Darsteller, welcher mit so sichtlichem Theilnahme die Aera der gouvernementalen Majorität des Abgeordnetenhauses und der feudalen des Herrenhauses schilderte, war auch Ausführlichkeit zu erwarten da, wo es sich darum handelte, den Rechtspunkt im Conflict zwischen Krone und Parlament zu bezeichnen, und es hätte endlich bei dem Passus über den schleswig-holsteinischen Krieg nicht verschwiegen werden dürfen, daß das Ministerium Bismarck doch eben nur trotz des Abgeordnetenhauses auf andern Wegen schließlich das ausführte, was die Vertretung der Nation als Ziel eines Kampfes mit offenem Bistier verlangte. Schade, daß sich der Verfasser bewogen findet, am Schlusse seines Buches die Consequenz der bismarckschen Politik in Schleswig-Holstein, deren Parteitriebsfeder er nicht verhehlt, als innere Pflicht und Nothwendigkeit Preußens hinzustellen. Wir wollen nicht mit seiner Behauptung rechten, daß Schleswig-Holstein annectirt werden müsse; zum mindesten unvorsichtig erscheint es aber, in einem „Geschichtswerke“ es so auszusprechen, wie es hier geschieht. Der Geschichtschreiber ist eben der rückwärts gewandte Prophet; in dieser Angelegenheit ist aber des Tages noch nicht Abend, sondern erst Dämmerung, in welcher auch der schärfste Blick höchstens noch nicht viel mehr als „Hand vor Augen“ sehen wird. Neu ist dabei auch die Anwendung eines gewissen Futurperfectums, welches den Eindruck macht, als habe der Schreiber in der Zeit, in welcher sein Buch gedruckt wurde, die Erfüllung dessen erwartet, was er als Ziel bezeichnet. — Die beigegebene historische Karte über den Wachsthum der preussischen Staaten, von Kiepert, ist trefflich. —

Friedrich Wilhelms des Großen Kurfürsten Winterfeldzug in Preußen und

Samogitien im Jahre 1678—79. Von August Riese, Major und Bataillons-Commandeur. Mit einer Karte. Berlin 1864, Verlag d. kgl. Geh. Ob.- Hofbuchdr. (N. v. Deckner.)

Eine sehr dankenswerthe, fleißig gearbeitete Monographie über jene denkwürdige Episode des großen brandenburgisch-schwedischen Krieges. Sie ist geeignet, die dem Resumé jener Vorgänge, welche die gegenwärtige Nummer der Grenzboten enthält, zu Grunde liegende Quelle der buchschen Memoiren wesentlich zu ergänzen, da sie nicht bloß über das Strategische und Taktische dieser Unternehmungen, sondern auch über ihren sonstigen Charakter, namentlich auch über Ausrüstung und die allgemeinen militärischen Bedingungen und Verhältnisse viele und lehrreiche Details beibringt. Wir versehen daher nicht, diejenigen unserer Leser, welche die gedrängte Darstellung nach Buch mit einigem Interesse verfolgt haben, auf dieses treffliche Schriftchen hinzuweisen. Es zeigt uns noch umfassender als Buchs Aufzeichnungen, die ja nur für denjenigen Theil des Krieges genügen, an dem er selber theilhaftig war, in wie bewundernswürdiger Weise der große Kurfürst vermöge des Zaubers seiner Persönlichkeit und der heldenmäßigen Bravour seiner Truppen das der bedrängten Provinz gegebene Wort einlöste, er wolle „die eigene Person und alles, was er auf der Welt habe, daran setzen, damit seine landesväterliche getreue Vorfürsorge, so er für sie trage, desto mehr daraus erhellen möge.“ —

Deutsche Inschriften an Haus und Gerath. Zur epigrammatischen Volkspoesie. Berlin, Verlag von Wilh. Herz (Bessersche Buchh.).

Eine Sammlung, die sich nach der Eintheilungsweise Hallbauers in den „deutschen auserlesenen Inscriptionen“ nicht auf die „scharfsinnigen“, sondern nur auf die „gemeinen“ Auf- und Inschriften erstreckt, eine Eintheilung, die mehr Sinn hat, als es scheinen mag; denn in der Epigrammenpoesie unsres Volkes muß sehr wohl unterschieden werden zwischen den ursprünglichen Producten der Volksphilosophie und den künstlichen Altflugheiten und abgeschmackten Weisheiten, wie sie in Fülle monumental verwerthet sind. Sammlungen jener ersteren Art von Sinn- und Denkprüchen sind immer willkommen. Sie verdienen eingehendere Aufmerksamkeit und fleißigere Erforschung, als ihnen bisher geworden ist. Die hier gegebene Auswahl macht sich allerdings nicht anheischig, diese Lücke unsrer Kunde der Spruchpoesie des Volkes auszufüllen, sondern beschränkt sich darauf, ein kleines Schatzkästchen für das große Publicum zu geben. Sie tritt an Umfang sehr bescheiden auf, bedenkt manche Gegend Deutschlands sehr karg und hat endlich die alterthümliche oder provinzielle Form der Inschriften nur in allgemein verständlichen Einzelheiten bewahrt. Hiergegen muß entschieden protestirt werden. Man lasse das Volk entweder reden ganz wie ihm der Schnabel gewachsen ist — was auch sprachlich von Wichtigkeit ist — oder man überseze alles ins Hochdeutsche, oder endlich: man gebe beide Versionen. Letzteres halten wir für das richtigste. Ueber den Erfolg der Aufforderung des Sammlers, ihm Beiträge einzusenden, würden wir uns aufrichtig freuen, wenn jene Bedenken Beherzigung fänden.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Moriz Busch.

Verlag von F. L. Herbig. — Druck von C. E. Albert in Leipzig.